

Schriften des Instituts für Dokumentologie und Editorik — Band 14

Rekontextualisierung als Forschungsparadigma des Digitalen

herausgegeben von

Simon Meier, Gabriel Viehhauser und Patrick Sahle

2020

BoD, Norderstedt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de/> abrufbar.

Digitale Parallelfassung der gedruckten Publikation zur Archivierung im Kölner Universitäts-Publikations-Server (KUPS). Stand 3.11.2020.

© 2020

Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt

ISBN: 978-3-7519-1531-1

Einbandgestaltung: Markus Weiß nach Vorarbeiten von Johanna Puhl und Katharina Weber

Satz: LuaT_EX, Bernhard Assmann

Rekontextualisierung in der digitalen Literaturwissenschaft

Evelyn Gius

1 Digitalität und Rekontextualisierung

Dieser kurze Diskussionsbeitrag beschäftigt sich mit Rekontextualisierung bzw. Rekontextualisierbarkeit in der computergestützten literaturwissenschaftlichen Textanalyse und versucht einen Beitrag zur in der Einleitung dieses Bandes aufgeworfenen Frage nach der *digitalen* Rekontextualisierung zu liefern. Im Fokus steht dabei das Digitale im Sinne des Diskreten und damit des (eindeutig) Unterscheidbaren – und Isolierten. Die computergestützte Textanalyse hat durch diese ihr immanente Diskretheit erhebliche Auswirkungen auf die etablierten Verfahren der literaturwissenschaftlichen Textanalyse. Die Frage nach der Rekontextualisierung von für die Textanalyse relevanten Einheiten führt über die Betrachtung methodologischer Konsequenzen dieses Verfahrens zu Fragen nach dem Status des Digitalen in der Literaturwissenschaft. Diese Auswirkungen des Digitalen betreffen sowohl jene Verfahren, in denen Menschen die von ihnen durchgeführten Analysen am Computer festhalten, als auch solche, in denen Rechner mehr oder weniger unabhängig von menschlichem Eingreifen vordefinierte Analyseoperationen eigenständig durchführen.

Ich möchte im Folgenden beispielhaft zeigen, wie die Digitalisierung der literaturwissenschaftlichen Textanalyse Grenzziehungs- und Abtrennungsprozesse erzeugt bzw. diese verstärkt.¹ Dafür will ich versuchen, folgende wesentlichen Punkte zu diskutieren und durch weiterführende Fragen zu ergänzen: Die Arbeit an und mit dem analysierten Textmaterial (vgl. Abschnitt 2), den Umgang mit Konzepten, die in der Analyse genutzt werden (vgl. Abschnitt 3) und die Frage nach der Verortung digitaler Verfahren im etablierten Paradigma der literaturwissenschaftlichen Textanalyse (vgl. Abschnitt 4). Der Beitrag bleibt damit insgesamt skizzenhaft, soll aber zeigen, inwiefern das Konzept der Rekontextualisierung im Kontext der digitalen Textanalyse – und über die Betrachtung rekontextualisierender Verfahren hinaus auch auf abstrakteren Ebenen – Erklärungskraft hat.

¹ Die Beispielhaftigkeit ist nicht nur der Kürze dieses Beitrags geschuldet. Das Feld der digitalen Textanalyse ist noch recht unüberschaubar und die damit zusammenhängenden Konzepte sind nicht klar definiert. Ein Versuch der systematischen Betrachtung müsste deshalb mit Vereinfachungen oder Setzungen arbeiten und würde damit nur beschränkt zum Erkenntnisgewinn beitragen.

2 Analysebefunde als zu rekontextualisierende Elemente

In der computergestützten Textanalyse werden Analysen anhand von computerlesbar vorliegendem Textmaterial vorgenommen. Die Texte werden deshalb ausschließlich auf Phänomene hin untersucht, die entweder direkt an der digital zugänglichen Textoberfläche realisiert sind (etwa Tempus) oder über Indikatoren, die wiederum auf der Textoberfläche realisiert sind (etwa Genus von Pronomina als Indikator für Gender oder textliche Nachbarschaft für Figureninteraktion), zugänglich sind. In allen computergestützten Zugängen geht es auf verschiedene Weisen darum, von Einzelteilen zum Textganzen zu kommen, also über die Analyse von bestimmten Textabschnitten zu einer Aussage über den Text als Ganzes oder – noch häufiger – über eine Reihe von Texten zu gelangen.²

Den Effekt, den der digitale Zugang dabei hat, kann man am Verfahren, das Lena Schüch (2015) beschreibt, exemplarisch für die literaturwissenschaftliche Textanalyse sehen. In der Arbeit geht es um die Rekonstruktion der Chronologie der Ereignisse in William Faulkners *A Rose for Emily* (1931). In der Kurzgeschichte wird das Leben der Protagonistin Emily mit zahlreichen Zeitsprüngen und von seiner chronologischen Entwicklung abweichend erzählt, wodurch der Text eine besonders komplexe Zeitstruktur aufweist. Entsprechend gibt es zahlreiche Versuche, die zeitliche Abfolge der Ereignisse zu rekonstruieren (vgl. Getty 2005, zitiert nach Schüch 2015, S. 39). Schüch nimmt im Rahmen ihrer Arbeit unter anderem eine eigene Rekonstruktion der Chronologie durch eine manuelle, computergestützte Auszeichnung des Textes vor. Im ersten Schritt markiert sie Verweise auf Zeitlichkeit³ im Text mit dem Annotationstool CATMA (vgl. Meister et al. 2019). In einem zweiten Schritt identifiziert Schüch insgesamt 13 Segmente wie z.B. das Besorgen von Rattengift oder den Tod von Emilys Vater, die eine zeitlich durchgehende Sequenz von Ereignissen umfassen. Abschließend erfolgt anhand der annotierten Zeitverweise eine Rekonstruktion der Chronologie (vgl. Schüch 2015, S. 43).

Unabhängig von der Frage, wie sich die – durchaus plausible – Rekonstruktion von Schüch zu den etwa 20 anderen von Getty (2005) zitierten Untersuchungen der Zeitlichkeit in *A Rose for Emily* verhält, sieht man an dem Verfahren zweierlei Effekte des digitalen Zugangs:

² Nicht gemeint sind hier hingegen Ansätze, die ›Distant Reading‹ im Sinne von Moretti (2000) betreiben, also ›Literaturgeschichte als Analyse zweiter Ordnung‹ praktizieren, indem Textbefunde anderer gelesen und weiterverarbeitet werden, ohne dass die Primärtexte gelesen werden (vgl. Weitin/Gilli/Kunkel 2016, S. 104–105).

³ Darunter fallen etwa das grammatische Tempus und Zeitausdrücke wie »that day« oder »1894«, zeitliche Bezüge wie »after her sweetheart went away« oder indirekte Zeitbeschreibungen wie der Verweis auf das Vergehen der Zeit in »her hair was turning gray«.

1. Die computergestützte Analyse fördert die isolierte Betrachtung von Textteilen. Im beschriebenen Fall sind diese Textteile einerseits Ausdrücke, die direkte oder indirekte zeitliche Bedeutung haben, und andererseits längere Ereignissequenzen. Durch die Betrachtung von Zeitverweisen und Ereignissequenzen wird das analysierte Textmaterial in kleinere Einheiten aufgeteilt. Diese werden anschließend wieder in Verbindung gebracht, wobei z.T. eine »flexible Neuordnung« stattfindet (vgl. Abschnitt 1 der Einleitung des Bandes, S. 1). Diese Neuordnung umfasst nicht nur die Rekonstruktion der chronologischen Abfolge durch die Neuordnung der Sequenzen, sondern wird bereits bei der Abgrenzung und Einordnung der Sequenzen mithilfe bestimmter Zeitausdrücke wirksam. Schüchs Rekonstruktion der Chronologie von *A Rose for Emily* ist bezüglich der Neuordnung der analysierten Elemente und damit der Analysebefunde besonders interessant, da ausgerechnet die vermeintlich als zeitliche Orientierung geeigneten Zeitangaben die Entschlüsselung der Chronologie der Geschichte erschweren (2015, S. 48). Dadurch dass die beiden Aspekte – zeitliche Verortungen und Segmente der Geschichte – im computergestützten Zugang vorerst als jeweils eigenständige Phänomene betrachtet werden, wird diese Problematik gelöst.
2. Ein weiterer Effekt des digitalen Zugangs betrifft die Aktivität, die der Analyse von Zeitlichkeit und Segmentierung vorangestellt ist. Denn um Zeitangaben und Segmente der Geschichte finden zu können, muss zuerst festgelegt werden, welche Granularität die Analyse dieser jeweils haben soll. Die Frage ist, wonach man auf der Textoberfläche sucht, und insbesondere, welche Einheiten in der Analyse als atomar gelten, also nicht weiter unterteilt werden sollen. Die Größe und Grenzen der Einheiten hängen vom analysierten Phänomen ab: Im Falle von Schüch (2015) sind es Wortgrenzen bei den Zeitausdrücken und Ereignisgrenzen bei den Sequenzen.⁴

Inwiefern ist nun eine derartige Bestimmung von Textstellen im Hinblick auf ihre Größe und weitere Qualitäten typisch für computergestützte Zugänge? In Schüch (2015) findet schließlich keine Automatisierung der Analyse statt, sondern es wird ein aus Sicht der computergestützten Textanalyse einfaches Verfahren angewandt. Die eigentliche Analyse im Sinne des Identifizierens und Bestimmens derjenigen Textstellen, die die relevanten Phänomene enthalten, wird nämlich ›manuell‹ (gemeint

⁴ Grundsätzlich ist im digitalen Zugang jede Granularität zwischen Einzelbuchstabe (oder auch nur Teilen davon) und Gesamttext möglich, ebenso wie Mischungen aus verschiedenen Stufen. Problematisch ist hier wie so häufig nicht die Beschränktheit des Rechners, sondern der Definitionszwang, den der Rechner mit seinem binären und diskreten Modus mit sich bringt. Um die Elemente, an denen wir interessiert sind, rechnergestützt bearbeiten zu können, müssen wir ihre Grenze genau bestimmen und sie stärker isolieren, als wir es gewöhnlich tun würden. Dies ist in vielen Fällen nicht ohne weiteres möglich, gerade weil wir nicht in textuellen Realisierungen wie Buchstaben oder Satzgrenzen denken, wenn wir ein Phänomen beschreiben.

ist: kognitiv von einem Menschen) vollzogen. Nur das Ergebnis dieses Prozesses, die Befunde in Form der identifizierten Textstellen und ihnen zugewiesenen Bestimmungen, wird mit dem Computer festgehalten. Trotzdem ist der Ansatz exemplarisch für die computergestützte Textanalyse insgesamt. Schließlich gilt für jene Ansätze, in denen große Textmengen automatisch erschlossen werden, erst recht, dass die Oberflächenrealisierung der Phänomene expliziert werden muss. Damit müssen sowohl die Granularität der analysierten Elemente als auch die Kriterien für die Zuweisung bestimmter Befunde an diese sowie schließlich ihre Relevanz für die Untersuchungsfrage festgelegt werden. Die Relevanz bestimmt die anschließende Rekontextualisierung der Elemente im Sinne einer Neuordnung: Diese kann in Bezug auf die Häufigkeit der Elemente, im Vergleich zu anderen Elementen, im Verhältnis zu anderen Elementen, in Bezug auf ihren textuellen Ort etc. erfolgen.

Beim digitalen Forschen wird also mit den analysierten Textelementen anders umgegangen. Weiterführende Überlegungen, die zum Umgang mit Textbefunden vor dem Hintergrund des Konzepts der Rekontextualisierung angestellt werden müssen, könnten sich u.a. an folgenden Fragen orientieren:

- Die in der Einleitung dieses Bandes angesprochenen Rekontextualisierungs-Operationen »Serialisierung« und »Neuordnung« scheinen für das beschriebene Beispiel besonders passend (vgl. Abschnitt 1 der Einleitung des Bandes, S. 1). (Wie) lässt sich das verallgemeinern? Inwiefern kann Rekontextualisierung als Konzept alle weiteren Operationen beschreiben, die daraus folgen?
- Wie steht es um die hier nur erwähnte Isolation, also gewissermaßen die Dekontextualisierung von Textelementen: Welche Bedeutung hat sie und in welchem Verhältnis steht sie zur Rekontextualisierung der Textelemente?
- Betrachtet man die Digitalität in der computergestützten Textanalyse als »Diskretheitszwang« vor dem Hintergrund unserer inzwischen ebenfalls digitalen Lesegewohnheiten, erscheint Stephen Ramsays von den russischen Formalisten übernommene These von der Verfremdung (vgl. Ramsay 2011, S. 3) eventuell weniger relevant als der Isolationseffekt, der mit der Digitalisierung zusammenhängt. Inwiefern ist es tatsächlich ein Verfremdungseffekt, der die digitale Textanalyse fördert?

3 Rekontextualisierung und Problematisierung von Konzepten

Die im vorangegangenen Abschnitt thematisierte Bestimmung von Phänomengrenzen und die Isolierung von einzelnen Textabschnitten, die der digitale Zugang bedingt, haben nicht nur Auswirkungen auf den Umgang mit Texten und ihren Bestandteilen. Sie erzwingen gleichermaßen einen anderen Umgang mit Analysekonzepten. Zum

einen erfordert die genauere Bestimmung der relevanten Phänomene auf der Textoberfläche auch eine genauere Definition der Konzepte, mit denen diese Phänomene gefasst werden. Die für den computergestützten Zugang typischen Analysevorgänge wie die Serialisierung, die Neuordnung oder selbst das reine Auflisten und Zählen von Textkonstituenten haben zum anderen den Effekt, Inkonsistenzen in der Analyse zu offenbaren. Dies gilt selbst im Vergleich zu Zugängen, die mit Textevidenz arbeiten, diese aber nicht mit dem Computer erfassen. Denn durch die einfachere Organisierbarkeit von Textstellen mit dem Computer – etwa als Listen aller Vorkommnisse eines bestimmten Phänomens – werden Inkonsistenzen bei der Analyse und Einordnung dieser Textstellen kognitiv leichter erfassbar. Hier unterscheidet sich also die textstellenbasierte Textanalyse mit dem Stift von der mit dem Computer, obwohl die eigentliche Tätigkeit – das Markieren von bestimmten Abschnitten des Textes, die bestimmte, für die Analyse für relevant befundene Eigenschaften aufweisen – dieselbe ist.

Die Inkonsistenzen selbst sind freilich nicht durch das Digitale bedingt. Sie treten immer auf, gewissermaßen als natürliche Konsequenz von menschlichem Denken, das sich an bestimmten Begriffen orientiert und versucht, die Welt damit zu ordnen. Denn Konzepte im Sinne von Beschreibungen bzw. Definitionen von Phänomenen wandeln sich immer kontextabhängig. Mieke Bal (2002) hat dafür den eingängigen Begriff der *travelling concepts* geprägt und das Phänomen der sich wandelnden Konzepte in verschiedenen, nicht-digitalen Kontexten demonstriert. Ihre wenig strittige These lautet, dass Konzepte ihre Bedeutung verändern, wenn sich ihr disziplinärer, historischer oder auch kultureller Kontext ändert. Bal fordert deshalb, dass die Bedeutung eines Konzeptes immer expliziert wird, wenn es verwendet wird, um Missverständnissen vorzubeugen. Dadurch kann man Konzepte als mächtige »tools for intersubjectivity« nutzen (vgl. Bal 2002, S. 22). In diesem Sinne stärken der digitale Zugang bzw. die durch ihn veränderten Analysebedingungen den intersubjektiven Austausch.

Dieser Verstärkungseffekt ist – ebenso wie der Zwang zur Grenzbestimmung – durch das Digitale bedingt und tritt deshalb in allen digitalen Zugängen auf. Während aber die Grenzbestimmung eine notwendige und damit unabwendbare Voraussetzung für die Analyse ist, können die Konsequenzen des Digitalen für die Analysekonzepte durchaus von den Forschenden gestaltet werden. Je nach Ziel einer Untersuchung können Fragen, die die genutzten Analysekonzepte betreffen, eine Rolle spielen oder weniger relevant sein. Entsprechend reichen die Möglichkeiten, damit umzugehen, vom reinen Verweis auf die Problematik bis hin zum umfassenden Lösungsversuch.

Ein Beispiel für ersteres ist Ted Underwoods (2016) Untersuchung von Phänomenen der zeitlichen Dauer in englischsprachigen Romanen. Er untersucht, wie sich der Umfang der in englischen Romanen erzählten Zeit seit dem 18. Jahrhundert entwickelt hat. Durch die teilweise kollaborativ durchgeführte Annotation von Abschnitten aus 90 Romanen wird laut Underwood ein Trend sichtbar: Während Anfang des

18. Jahrhunderts in 250 Wörtern durchschnittlich mehrere Tage erzählt wurden, nimmt die erzählte Zeitspanne im Verlauf der Zeit kontinuierlich ab, bis es um 2000 nur noch etwa eine Stunde ist, die in Abschnitten dieses Umfangs erzählt wird (vgl. Underwood 2016, S. 15). Underwood legt offen, dass die Annotationen derselben Textabschnitte in seiner Untersuchung teilweise gravierend divergierten. Im Extremfall wurde dieselbe Passage einmal als einige Minuten und einmal als Jahrzehnte andauernd beschrieben. Da aber insgesamt eine Übereinstimmung zwischen den Annotationen von nahezu 80% herrschte und die Verlaufskurven, die sich aus der Analyse der annotierten Daten ergeben, ähnliche Muster zeigen, vernachlässigt Underwood die Inkonsistenzen und verzichtet auf eine genauere Definition des Dauerphänomens, das das Verhältnis von erzählter Zeit und Erzählzeit beschreibt (vgl. 2016, S. 14–15).

Ein anderer Zugang wurde im *heureCLÉA*-Projekt zu Zeitphänomenen in deutschsprachigen Erzählungen um 1900 gewählt (Bögel et al. 2015). Auch in diesem Projekt wurden Inkonsistenzen offensichtlich und darüber hinaus neue Interdependenzen zwischen Konzepten entdeckt. Um arbeitsfähig zu bleiben, wurden einige Probleme durch pragmatische Setzungen gelöst sowie die Annotationsroutine so angepasst, dass in Abhängigkeit von den zur Verfügung stehenden Ressourcen flexibel auf konzeptuelle Probleme reagiert werden konnte (vgl. Gius/Jacke 2017). So konnte das Korpus manuell annotiert und als Grundlage für eine Automatisierung genutzt werden. Gleichzeitig wurden aber auch konzeptuelle Fragen bearbeitet. Eine solche anwendungsorientierte Weiterentwicklung von Analysekonzepten ist besonders produktiv, da sie nicht nur auf konstruierten Beispielfällen beruht, sondern auf gewissermaßen ›realweltliche‹ Befunde zurückgreift. Allerdings ist diese Form der Theoriearbeit meist langwierig und entsprechend oft impraktikabel, solange sie nicht ein wesentlicher Teil des Forschungsinteresses ist.

Auf der Ebene der Analysekonzepte bzw. Phänomendefinitionen hat die Digitalisierung der Textanalyse die deutlichsten Auswirkungen: Probleme bei der Anwendung von Konzepten für die Analyse, die in nicht-digitalen Kontexten nicht ohne weiteres auffallen, werden bei der Auswertung der Ergebnisse nahezu automatisch offensichtlich.⁵ Werden diese konzeptuellen Probleme systematisch angegangen, führt dies – neben einer Reihe von Erkenntnissen bzw. durch ebendiese – zu einer erheblichen Verlangsamung des Forschungsprozesses. So ergab etwa die Hochrechnung zur Annotationstätigkeit in *heureCLÉA*, dass ungefähr sechs (finale) Annotationen pro Stunde gemacht wurden. Dies wohlgermerkt in einem Projekt, in dem es um aus menschlicher Sicht niedrigkomplexe Phänomene ging, die zudem hochfrequent in den untersuchten Texten vorkamen und überwiegend eine schnell erfassbare Ausdehnung im Text

⁵ Dies gilt übrigens nicht nur im intersubjektiven Kontext. Auch die wiederholte Betrachtung von Textstellen unter derselben Fragestellung oder gar einer Auflistung der für relevant befundenen Textstellen offenbart oft deutlicher als einem lieb ist, wo sich das eigene Verständnis eines Konzepts unbemerkt gewandelt hat.

hatten. Im Kontext von Projekten zur digitalen Textanalyse ist der in heureCLÉA verfolgte Ansatz zum Umgang mit Inkonsistenzen deshalb wohl eher die Ausnahme als die Regel. Schließlich ist der digitale Zugang bereits in Bezug auf die Aufbereitung der genutzten Textbasis meist verhältnismäßig aufwändig.

Dabei ist die Frage nach einem literaturwissenschaftlich adäquaten Umgang mit der skizzierten Gemengelage aus Forschungsfrage, Methodologie, Analysekonzepten und Analyse bislang ungeklärt. Diese betrifft auch die im vorangegangenen Abschnitt nur implizit angesprochene, für digitale Zugänge zentrale Frage der Operationalisierung von Fragestellungen. Ein so genannter ›Workflow‹ für die Annotation von Texten für literaturwissenschaftliche Fragestellungen muss erst etabliert werden. Die damit verbundene Herausforderung ist allerdings erheblich: Die Annotation als Verfahren ist nicht neu, sie ist aber erst mit den digitalen Verfahren in den Fokus gerückt und damit bislang ebenfalls literaturwissenschaftlich untertheoretisiert.⁶ Hinzu kommt, dass es eine Vielfalt von Begriffen gibt, die damit verbunden sind und die eine Übersicht über den fachlichen Diskurs erschweren: Annotation, Auszeichnung, Markup, Hervorhebungen, Codierungen, Kodieren, Codes – diese und andere Begriffe kommen als Schlüsselwörter infrage und sind gleichzeitig *travelling concepts* zwischen den Zeiten und Disziplinen.⁷

Zur Methodologie der digitalen Literaturwissenschaft gibt es entsprechend viel Forschungsbedarf. Fragen, die in diesem Kontext berücksichtigt werden sollten, betreffen u.a. die Qualitätskriterien, den Reflexionszwang und den Forschungsprozess, welche jeweils im Verhältnis zur etablierten nicht-digitalen literaturwissenschaftlichen Praxis diskutiert bzw. im Hinblick auf ihre Rekontextualisierbarkeit überprüft werden sollten:

- Underwood stellt im Rahmen seiner Untersuchung fest, dass sowohl die digitalen als auch die nicht-digitalen Befunde relativ sind. Damit kommen wir zurück zu einem Grundproblem der Literaturwissenschaft: Wie plausibilisieren wir unsere Arbeit? Sollen wir Reproduzierbarkeit oder zumindest Intersubjektivität anstreben? Oder Ergebnisse, die bestehende Erkenntnisse bestätigen? Woher wissen wir, wann widersprüchliche Ergebnisse dem Untersuchungsgegenstand zuzuordnen sind, wann den Forschenden, wann der Methode?
- Der dargelegte Reflexionszwang, den der computergestützte Zugang auf Konzept-

⁶ Die grundsätzliche Bedeutung, die computergestützte Textauszeichnung methodologisch für die Geistes- bzw. Literaturwissenschaften hat, wird bereits von Coombs/Renear/DeRose (1987) herausgestellt. Allerdings fehlen bislang Arbeiten, die dies mit einem breiten Fokus für die Textanalyse jenseits der Editionsphilologie weiterverfolgen. Zwischen umfassenden Ansätzen, wie etwa dem von John Bradley (2008), den gesamten auf die computergestützte Textauszeichnung aufbauenden geisteswissenschaftlichen Forschungsprozess in einem Tool abzubilden, und nur bedingt verallgemeinerbaren Einzelfalllösungen klafft nach wie vor eine Lücke.

⁷ Zu Theorie und Praxis der Annotation vgl. ausführlich Michael Bender (in diesem Band).

- ebene mit sich bringt, verlangsamt digitale Zugänge. Wie könnte er produktiver genutzt werden – im Sinne der Einzelanalyse und im Sinne des Fachparadigmas?
- Welches Vorgehen, welche Workflows können wir entwickeln, um uns in geeigneter Weise zwischen Interpretationsoffenheit und Reproduzierbarkeit zu bewegen? Und gibt es grundsätzliche Dinge, die man bei der Operationalisierung von Fragestellungen berücksichtigen kann, z.B. weil sie eine Vereinfachung ermöglichen, die methodologisch vertretbar ist?

4 Die Rekontextualisierbarkeit der digitalen Literaturwissenschaft

Die beschriebenen Beispiele zum Umgang mit den untersuchten Phänomenen und den Befunden über diese sowie zu den Konzepten, die der Phänomenanalyse zugrunde liegen, zeigen, dass computergestützte Verfahren durch ihre isolierenden Effekte die traditionellen Zugänge in der Praxis deutlich verändern können. Dies geschieht, obwohl sich auch die im Kontext der Digital Humanities⁸ betriebenen literaturwissenschaftlichen Textanalysen meist am literaturwissenschaftlichen Paradigma von Analyse und Interpretation ausrichten.⁹ Was bedeutet dies auf der Ebene des fachlichen Paradigmas für die Rekontextualisierbarkeit der neuen Verfahren in die Literaturwissenschaft? Die Frage ist dabei, wie sich die computergestützte Textanalyse zur nicht-computergestützten verhält und ob es zwischen den beiden Unterschiede im Wesen gibt.

Gleich vorweg: Die hinter diesen Fragen stehende Frage nach dem Verhältnis zwischen digitaler Literaturwissenschaft bzw. Digital Humanities und nicht-digitaler Literaturwissenschaft ist komplex, weil mehrere Aspekte in sie hineinspielen, die zudem oft vermischt werden. Neben der Frage von fachlichen Paradigmen stehen oft wenig erkenntnisreiche, weil vorwiegend polemische Diskussionen um den gesamtgesellschaftlichen Nutzen von – in diesen Fällen dann meistens auch so genannten – Digital Humanities. Die Auseinandersetzung wird zudem angefeuert von strategischen und förderpolitischen Aspekten, vor deren Hintergrund traditionelle nicht-digitale Verfahren in Zeiten der Digitalisierung als bedroht wahrgenommen werden.

Ob es eine relevante, konsensfähige Antwort auf das Verhältnis von digitaler Literaturwissenschaft bzw. den Digital Humanities und Literaturwissenschaft geben kann, hängt u.a. davon ab, wie man die Frage nach dem Wesen der Literaturwissenschaft

⁸ In diesem Abschnitt spreche ich sowohl von ›digitaler Literaturwissenschaft‹ als auch von ›Digital Humanities‹, weil diese Begriffe – selbst in den Fällen, in denen mit Digital Humanities primär oder gar hauptsächlich die digitale Literaturwissenschaft gemeint sein sollte – unterschiedliche Bedeutungen haben, die, wie im Folgenden gezeigt wird, unterschiedliche Perspektiven auf die Rekontextualisierung in den Fachdiskurs bedingen.

⁹ Das habe ich bereits an anderer Stelle darzulegen versucht (vgl. Gius im Druck).

einerseits und dem Status der digitalen Literaturwissenschaft bzw. der Digital Humanities andererseits beantwortet. Die möglichen Antworten darauf sind vielfältig, zwei der Kombinationen versuche ich hier zu skizzieren. Die erste ist relevant, weil sie häufig den Rahmen der tatsächlichen Diskussionen bildet. Die zweite ist diejenige, die aus meiner Sicht produktiv ist.

Sieht man digitale Literaturwissenschaft als Teil der Digital Humanities und diese als eigene Disziplin, wird die Fragestellung zum Verhältnis schnell grundsätzlich. Dann geht es nämlich darum, inwiefern Digital Humanities das Fach Literaturwissenschaft ersetzen können und sollen. Aus einer Rekontextualisierung wird dann eine Ersetzung. Diskussionen dieser Frage werden regelmäßig im Feuilleton in Szene gesetzt, gehen aber selbst in den selteneren Fällen, in denen relevante Argumente angebracht werden, an der Realität der infrage stehenden Fächer weitgehend vorbei. Nicht, weil damit eine Bestandsaufnahme versucht wird, die einen sehr unübersichtlichen Bestand beschreibt und damit nie umfassend sein kann. Der Versuch einer Bestandsaufnahme selbst kann durchaus hilfreich sein und wird – weniger laut – auch immer wieder gemacht.¹⁰ Problematisch ist eher, dass in den oft normativ geführten Diskussionen der potentielle Erkenntnisgewinn in der Menge der Forderungen und Unterstellungen untergeht.

Etwas weniger polemisch und damit meist erkenntnisreicher ist es, die Frage des Verhältnisses auf der Ebene der fachlichen Methoden zu diskutieren. Damit geht es um die Frage nach der Rekontextualisierbarkeit der digitalen Zugänge in ein etabliertes Methodenparadigma. Auch hier ist zu klären, was jeweils miteinander verglichen werden soll. Für die literaturwissenschaftliche Textanalyse könnte man beanspruchen, dass sie das Offenlegen der Bedeutungsmöglichkeiten von Texten zum Ziel hat und damit den Umgang mit einem spezifischen Phänomen literarischer Texte – Polyvalenz bzw. Ambiguität – ermöglicht. Vertritt man außerdem die Auffassung, dass Digital Humanities keine eigene Disziplin sind, sondern ein bestimmtes Methodenrepertoire beschreiben, dann muss man sich fragen, wo die einzelnen Zugänge im bestehenden literaturwissenschaftlichen Methodenrepertoire verortet werden können und inwiefern sie etablierte Zugänge zu Textbedeutungen verfeinern, ergänzen, verändern oder ihnen widersprechen.¹¹

Ob und wo digitale Methoden in der Literaturwissenschaft einen festen Platz haben werden, muss sich erst zeigen. Jetzt kann man aber schon feststellen, dass die Rekon-

¹⁰ Hier sind insbesondere Beiträge zur Verortung in der historischen (Fach-)Entwicklung (z.B. Berry 2011, Lauer 2013) oder praxeologische Untersuchungen zu nennen (z.B. Schruhl 2018).

¹¹ Wobei hier außer Acht gelassen wurde, dass es auch in der nicht-digitalen Literaturwissenschaft Verfahren gibt, die deutlich mehr Analogien zu den digitalen Verfahren aufweisen als die eher hermeneutisch orientierten Zugänge. Zu nennen sind etwa die empirische Literaturwissenschaft sowie andere evidenzbasierte und quantitative Verfahren (vgl. Bernhart 2018). Bei den Gegenüberstellungen von digital und nicht-digital sind aber in den meisten Fällen – wie hier auch – insbesondere nicht-digitale hermeneutische Verfahren gemeint.

textualisierung der neuen Zugänge in den Kontext der Literaturwissenschaft neue Perspektiven auf methodische und methodologische Fragen eröffnet. Möglich ist das, weil die Herausforderung der computergestützten Textanalyse ironischerweise als allererstes den menschlichen Part des Zugangs betrifft. Zumindest bislang handelt es sich bei digitalen Ansätzen um die Fortführung bestehender Forschungsparadigmen, wenn auch mit anderen Mitteln. Das heißt, das Digitale führt zurück zu Elementen im Kern der literaturwissenschaftlichen Textanalyse. Faktisch steht die digitale Textanalyse aber auch vor der (Heraus-)Forderung, das übliche literaturwissenschaftliche Verfahren möglichst direkt ins Digitale zu übertragen und die damit im nicht-Digitalen offensichtlich werdenden Probleme zu lösen.

Entsprechend gibt es neben den Fragen der fachlichen Zugehörigkeit bzw. des Verhältnisses, die sich in Bezug auf die Digital Humanities in zahlreichen Publikationen niederschlugen und weiterhin niederschlagen, vor allem eine Grundsatzfrage, die im Hinblick auf die Rekontextualisierung diskutiert werden sollte: Soll die digitale Literaturwissenschaft überhaupt rekontextualisiert werden? Und, falls nicht, welche Prinzipien sollen das neue Paradigma prägen?

5 Rekontextualisierung als Beschreibung von Optionen und Zwängen des Digitalen

Was gewinnen wir also, wenn wir das Konzept der Rekontextualisierung für die Beschreibung der digitalen Literaturwissenschaft nutzen? Natürlich kann man mit Rekontextualisierung nicht alles erfassen, was das digitale Forschen in diesem Bereich ausmacht. Trotzdem trifft das Konzept insofern etwas Typisches, als mit ihm das Herausheben und wieder Integrieren klar abgegrenzter Teile – Textsegmente, Konzepte, Methoden, aber auch Fachparadigmen – in den Blick genommen und beschrieben werden kann. Damit wird Rekontextualisierung dem Digitalen als Diskreten gerecht und eignet sich, um die spezifischen Voraussetzungen und Konsequenzen der digitalen Literaturwissenschaft zu fassen. Das Konzept ist ein Denkwerkzeug, mit dem man das jeweils konkrete literaturwissenschaftliche Vorgehen im Digitalen betrachten kann. Mit Rekontextualisierung kann weit mehr als die in der Einleitung (S. 13) thematisierte »technisch induzierte und technisch geprägte Reflexivität« digitaler Textanalysen beschrieben werden, da man die Konsequenzen des digitalen Zugangs auch auf den der Textanalyse übergeordneten Ebenen der literaturwissenschaftlichen Methoden und der Literaturwissenschaft als Fach bzw. Paradigma als Rekontextualisierungsprobleme fassen kann.

Hinzu kommt, dass die vergleichende Betrachtung digitaler und nicht-digitaler Zugänge unter dem Blickwinkel der Rekontextualisierung produktiv ist, weil sie keinen Wesensunterschied der Zugänge impliziert. Der Einsatz des Rechners in der

literaturwissenschaftlichen Textanalyse führt nämlich häufig nicht zur Veränderung der Zugänge in ihrem Wesen, sondern bewirkt eher eine Verschiebung des Fokus. Die daraus resultierenden, trotzdem teilweise erheblichen Veränderungen beruhen also meist auf nicht-wesentlichen Unterschieden zwischen dem digitalen und dem nicht-digitalen Zugang. Das Konzept der Rekontextualisierung ermöglicht hier einen nüchternen und genauen Blick auf die Frage der Veränderung der Literaturwissenschaft durch das Digitale, weil es eine Rekontextualisierbarkeit des digitalen in den nicht-digitalen Zugang und damit eine Vergleichbarkeit beider Modi impliziert.

Literatur

- Bal, Mieke (2002): *Travelling concepts in the humanities. A rough guide*. Toronto, Buffalo, London: University of Toronto Press.
- Bernhart, Toni (2018): Quantitative Literaturwissenschaft: Ein Fach mit langer Tradition? In: Bernhart, Toni/Willand, Marcus/Richter, Sandra/Albrecht, Andrea (Hg.): *Quantitative Ansätze in den Literatur- und Geisteswissenschaften*. Berlin, Boston: De Gruyter. S. 207–220.
- Berry, David (2011): The computational turn: thinking about the digital humanities. In: *Culture Machine* 12. Online unter: https://sro.sussex.ac.uk/id/eprint/49813/1/BERRY_2011-THE_COMPUTATIONAL_TURN-THINKING_ABOUT_THE_DIGITAL_HUMANITIES.pdf.
- Bögel, Thomas/Gertz, Michael/Gius, Evelyn/Jacke, Janina/Meister, Jan Christoph/Petris, Marco-/Strötgen, Jannik (2015): Collaborative text annotation meets machine learning: heureCLÉA, a digital heuristic of narrative. In: *DHCommons Journal* 1. Online unter: 10.5281/zenodo.3240591.
- Bradley, John (2008): Thinking about interpretation: Pliny and scholarship in the humanities. In: *Literary and Linguistic Computing* 23, S. 263–279.
- Coombs, James H./Renear, Allen H./DeRose, Steven J. (1987): Markup systems and the future of scholarly text processing. In: *Communications of the ACM* 30, S. 933–947.
- Getty, Laura J. (2005): Faulkner's A Rose for Emily. In: *The Explicator* 63, S. 230–234.
- Gius, Evelyn (im Druck): Digitale Hermeneutik: Computergestütztes close reading als literaturwissenschaftliches Forschungsparadigma? In: Jannidis, Fotis (Hg.): *Digitale Literaturwissenschaft*. Metzler.
- Gius, Evelyn/Jacke, Janina (2017): The hermeneutic profit of annotation. On preventing and fostering disagreement in literary text analysis. In: *International Journal of Humanities and Arts Computing* 11, S. 233–254.
- Lauer, Gerhard (2013): *Die Vermessung der Kultur. Geisteswissenschaften als Digital Humanities*. In: Geiselberger, Heinrich/Moorstedt, Tobias (Hg.): *Big Data – Das neue Versprechen der Allwissenheit*. Berlin: Suhrkamp. S. 99–116.
- Meister, Jan Christoph/Petris, Marco/Gius, Evelyn/Jacke, Janina/Horstmann, Jan/Bruck, Christian. *CATMA* (Version v5.2). Zenodo, 2018. <https://doi.org/10.5281/zenodo.1470119>.
- Moretti, Franco (2000): *Conjectures on World Literature*. In: *New Left Review* 1, S. 54–68.
- Ramsay, Stephen (2013): Algorithmic criticism. In: Siemens, Raymond George/Schreibman, Susan (Hg.): *A companion to digital literary studies*. Oxford: Wiley-Blackwell. S. 477–491.

- Schruhl, Friederike (2018): Objektumgangsnormen in der Literaturwissenschaft. In: Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften. Sonderband 3 »Wie Digitalität die Geisteswissenschaften verändert. Neue Forschungsgegenstände und Methoden«. Online unter: http://www.zfdg.de/sb003_012.
- Schüch, Lena (2015): Computerphilologische Analyse. »Tagging in a huge meadow of time« – Analysen der Zeit in Erzähltexten mit Hilfe des Programms CATMA (Computer Aided Textual Markup and Analysis). In: Weixler, Antonius/Werner, Lukas (Hg.): Zeiten erzählen. Berlin, München, Boston: De Gruyter. S. 27–52.
- Underwood, Ted (2016): Why Literary Time Is Measured in Minutes. Working paper. Online unter: <http://hdl.handle.net/2142/91604>.
- Weitin, Thomas/Gilli, Thomas/Kunkel, Nico (2016): Auslegen und Ausrechnen: Zum Verhältnis hermeneutischer und quantitativer Verfahren in den Literaturwissenschaften. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 46, S. 103–115.